

Lothar Maier

Hilde Domin, die Baumschutzsatzung und ich

Von 1972 bis 1989 wohnte ich in Heidelberg am Klingenteich. Für mich waren das siebzehn wichtige Jahre. Ich zog ein als Doktorand mit verfallenem Staatsexamen, der nicht vorankam, und mein Privatleben war so unerfreulich wie chaotisch. Am Ende dieser Zeit zog ich mit meiner Frau und unserer Tochter nach Münster, wohin ich auf eine Professur berufen worden war. Ich wohnte in einem ausgebauten ehemaligen Weinberghäuschen über der Serpentine der Klingenteichstraße, wo der Graimbergweg abzweigt. „Das Häusle“ steht auf einer mächtigen Sandsteinmauer hoch über der Straße. Von meinem Schreibtisch hatte ich einen Blick über das enge Tal zu Gärten und Wald gegenüber, und durch das Fenster zur Rechten zum Graimbergweg und über die Stadt in die Ebene. Schwer verständlich, dass dieser besondere Ort für mich anfangs nur Schlafplatz war, aber ich hatte die Wohnung zunächst nur für ein Jahr von einer Kollegin übernommen, ohne zu ahnen, dass daraus ein Lebensabschnitt würde, und mein Lebensmittelpunkt war das Seminar, in dem ich ein Jahr später Assistent wurde.

Es dauerte noch einige Zeit, bis ich die Umgebung auch tagsüber wahrnahm. Das verdankte ich Professor Neubauer, meinem Lehrer und Chef, der mich freundlich aber beharrlich darauf hinwies, dass ich außerhalb der offiziellen Dienstzeit auch daheim arbeiten könnte. – Meine selbst gewählte Präsenz an meiner „Dienststelle“ dauerte bis dahin in der Regel von 11 Uhr morgens bis 2 Uhr nachts, wobei allerdings das Collegium Academicum nebenan mit seiner Bar eine nicht geringe Rolle spielte. – Nun entdeckte ich die Hänge und den Wald, und die Landschaft begann mir ans Herz zu wachsen. Meine Integration in die Gemeinschaft der Klingenteichbewohner bewirkte Oberbürgermeister Zundel. Die Stadt plante den Bau eines Kongresshotels auf der Molkenkur. Als Zufahrt sollte die Klingenteichstraße auf beinahe das Doppelte verbreitert werden. Wir gründeten eine „Bürgerinitiative Klingenteich“, um das Desaster zu verhindern. Da neun Anlage suchende Millionen, – in den siebziger Jahren eine ungeheure Macht, – hinter dem Projekt standen, schien unsere Sache hoffnungslos. Wir fanden jedoch viele Anhänger und Unterstützer, und unser Druck war groß. Vielleicht war die „erstklassige Bonität“ der Anleger, die Herr Zundel beschwor, doch nicht so erstklassig, wie erhofft. Das Projekt scheiterte. Das ganze Viertel war erleichtert, und die Heidelberger Hotellerie auch, wie mir vertrauliche Telefonanrufe bestätigten. Von da an gehörte ich zu der eng verbundenen Gemeinde vom Klingenteich. Dass ich nur ein paar Häuser weiter eine ganz besondere Nachbarin, nämlich Hilde Domin, hatte, war mir noch nicht bewusst.

Zuerst lernte ich Erwin Walter Palm kennen. Wir sahen uns in den Fakultätssitzungen, dann begegneten wir uns immer wieder auf dem steilen Fußweg, der die erste Serpentine der Klingenteichstraße abschneidet. Wir begannen über unsere Arbeitsgebiete zu sprechen. Ich erinnere mich an eine Diskussion über die kulturelle Rolle des kleinen Landadels in Spanien und in Polen während der frühen Neuzeit. Ich fühlte mich geschmeichelt darüber, wie mir der viel Ältere und so unerreichbar gebildete auf gleicher Augenhöhe begegnete. Es war dann Herr Neubauer, der mich auf Hilde Domin

aufmerksam machte. Bei einem gemeinsamen Gespräch mit Herrn Palm erwähnte er eines ihrer Gedichte, das ihn sehr berührt hatte. Er zitierte es aus dem Gedächtnis:

Ungewünschte Kinder, meine Worte frieren.
Kommt, ich will euch auf meine warmen Fingerspitzen setzen,
Schmetterlinge im Winter.¹

Ich erinnere mich, wie Palm ernst und nachdenklich vor sich hinschaute und sagte „Ja, ein sehr schönes Gedicht!“ Als wir etwas später dem Ehepaar Domin–Palm begegneten, – damals erfuhr ich, dass die Klingenteichgemeinde die beiden liebevoll „s’ Palm-ins“ nannte, – grüßte mein Chef die Frau mit einer Mischung von Distanz und Hochachtung, die mir einen ersten Eindruck von der Bedeutung der Persönlichkeit gab.

Schließlich war es Frau Mußgnug, meine Vermieterin, die mich Hilde Domin vorstellte. Im Frühjahr an einem besonders sonnigen Tag rief sie mich vom Schreibtisch weg: „Wir haben sehr lieben Besuch!“ Hilde Domin hatte geklingelt, weil sie sich unser blühendes Magnolienbäumchen aus der Nähe anschauen wollte. Das war offenbar für beide Seiten ein Ritual, fester Bestandteil der Jahreszeit. Hilde Domin sagte, die Magnolienblüte gehöre für sie zum Frühling in Heidelberg. So fand ich sie gleich sympathisch.

Unerkannt gesehen habe ich sie wieder einige Monate später. Ich ging regelmäßig in ein kleines Lebensmittelgeschäft am unteren Klingenteich, weil Herr Cuzi, der Inhaber, einmal wöchentlich einen großen Korb voll garantiert frei laufender Eier aus dem Odenwald anbot. Bei einem dieser Einkäufe war auch Hilde Domin da. Sie kaufte Himbeeren, „weil die Erwin so gerne isst“. Sie fragte, ob diese garantiert auch während der ganzen Saison zu haben sein würden, und klärte Bedienung und Kunden darüber auf, wie sie die Himbeeren „Erwin“ zu servieren pflegte. Ich war verblüfft über die Frau, die trotz ihrer geringen Größe einen außerordentlichen Eindruck hinterließ. Es war nicht so sehr die konkurrenzlose akustische Beherrschung des Raumes, sondern viel mehr die wachen und lebhaften Augen, die das bewirkten. Sie verließ vor mir den Laden, und es kam mir so vor, als würden die Regale noch eine Weile nachvibrieren.



Hilde Domins Wohnhaus, Graimbergweg 5 (Foto Redaktion)

Auch meine nähere Bekanntschaft mit Hilde Domin brachte unbeabsichtigt OB Zundel zustande. An einem Morgen im späten Frühjahr, als ich schon einige Jahre am Klingenteich gewohnt hatte, rückte ein Trupp des städtischen Bauhofs an und sägte vor meinem Fenster an der anderen Seite der Straße drei Fichten kurz und klein. In einer brüteten gerade Buntspechte. In meiner Naivität protestierte ich mit einem empörten Brief an die Stadtverwaltung gegen diese Aktion, die schon damals ein Verstoß gegen das bestehende Naturschutzgesetz war. Natürlich gab es keinerlei Reaktion. Seit dieser Zeit hasste ich die Motorsägen des Bauhofs aus tiefster Seele. Es dürfte im Sommer 1984 gewesen sein, als am Graimbergweg Bäume im vollen Laub gefällt wurden. Von meinem Fenster aus konnte ich sehen, wie Hilde Domin sich, drohend ihren Regenschirm schwingend, auf die Arbeiter stürzte, aber es war zu spät. Das verband uns. Sie schimpfte nicht nur über das Fällen der Bäume, sondern beklagte sich, dass jetzt auch noch der Lärm der Laubsauger den Frieden im Schlosspark störe, den sie besonders liebte. Beim nächsten gemeinsamen Weg über den Klingenteich zur Uni erzählte mir auch Herr Palm von dem Vorfall: „Hilde hat sich sehr aufgeregt. Sie kennen sie ja!“

Damals hatte ich schon einen festen Plan, wie der tatsächlich brutale Umgang der Stadt mit ihrem Baumbestand unter Kontrolle zu bringen wäre. Ich hatte den größten Teil des Jahres 1981 in Bonn zugebracht, wo ich im Politischen Archiv des Auswärtigen Amtes für meine Habilschrift Material sammelte. Dort hatte ich zum ersten Mal von einer städtischen Baumschutzsatzung gehört. Ein unabhängiger Sachverständigenrat musste zustimmen, wenn Bäume über einer bestimmten Größe gefällt werden sollten, und über Neupflanzungen zum Ausgleich entscheiden. Problemlos bekam ich nicht nur den Erlass, sondern auch die volle Dokumentation der Entstehung und bisherigen Anwendung. 1984 war die Grün-Alternative Liste mit Reinhard Bütikofer in den Gemeinderat eingezogen, und ich sah eine Chance. Reinhard kannte ich gut von unserem fächer- und gruppenübergreifenden Mensakreis. – „Gruppen“ war der offizielle Euphemismus für die hierarchische akademische Ordnung. – Wir hatten schon besprochen, dass die GAL den Erlass einer Baumschutzsatzung nach Bonner Muster im Stadtrat beantragen sollte.

Mir kam jetzt der Gedanke, man könnte Hilde Domin für unsere Aktion gewinnen. Sie war sofort begeistert und hatte auch schon eine Idee. Gemeinsam mit den anderen Trägern der „Richard-Benz-Medaille für Kunst und Wissenschaft“ der Stadt Heidelberg, außer ihr der Mediziner Hermann Hoepke und Wolfgang Fortner, wollte sie den Oberbürgermeister in einer privaten Eingabe um den Erlass einer Baumschutzsatzung bitten. Meine Begeisterung, die noch gewachsen war, als sie Wolfgang Fortner erwähnte, erlitt schnell einen Dämpfer. Sie sagte, Herr Zundel, – für die meisten meiner Freunde und Bekannten und mich selbst ein veritabler Vertreter des Reiches des Bösen, – müsse trotz des notwendigen Schutzes der Bäume unbedingt geschont werden. Er erfülle eine wichtige Aufgabe; denn es sei sehr schwer in gegenwärtigen Zeiten, in einer Stadt wie Heidelberg Frieden und Ordnung zu wahren. Ich verschwieg Reinhard Bütikofer und die GAL und hatte dabei nicht einmal ein schlechtes Gewissen. Als sie dann aber noch erwähnte, dass sie gemeinsam mit Manès Sperber, den ich wegen seiner „Träne im Ozean“ verehrte, eine Presseerklärung gegen die Friedensbewegung

verfasst hätte, musste ich heftig schlucken. Die Friedensbewegung war damals für mich die letzte Bastion vor dem Weltuntergang. Opportunistisch legte ich mir zurecht, dass der Weltuntergang wohl nicht beschleunigt würde, wenn ich für das schließlich auch wichtige Anliegen der Baumschutzsatzung die Träger der Richard-Benz-Medaille gewinnen konnte.

Die Vorbereitungen unserer Aktion liefen im Mai und Juni 1985. Hilde Domin überzeugte schnell und energisch die beiden anderen Medaillenträger. Ich stand noch unter dem Eindruck einer Aufführung der „Bluthochzeit“ in der Städtischen Bühne, als mir Wolfgang Fortner wegen des weiteren Vorgehens schrieb. Leider scheint sein Brief meine vier Umzüge seitdem nicht überlebt zu haben. Ich war und bin ein notorischer Langschläfer und Morgenmuffel. Vor 11 Uhr vormittags lichten sich die Nebel in meinem Kopf selten. Von jetzt an erhielt ich morgens vor 9 Uhr regelmäßig Anrufe von meiner neuen Verbündeten. Nach der ersten Erfahrung hielt ich den Hörer möglichst weit vom Kopf weg, aber es hätte genügt, das Fenster zum Graimbergweg aufzumachen, und wir hätten kein Telefon gebraucht. Ich wollte diesem Engagement nicht nachstehen und verfasste einen Entwurf der Baumschutzsatzung mit den notwendigen technischen Details. Ich hatte ja das Material aus Bonn als Vorlage. Ich bin mir nicht mehr ganz sicher, aber ich glaube, ich warf den Text mit einer kurzen Notiz in den Hausbriefkasten, als ich Hilde Domin nicht zu Hause antraf. Jedenfalls weckte mich am nächsten Morgen wieder das Telefon, und etwas lauter als sonst hielt mir meine Nachbarin eine längere Strafpredigt. Ich kam nicht zu Wort. Die Ansprache endete mit dem donnernden Satz mit dem Akzent auf dem Wort „ich“: „Was fällt Ihnen ein, schließlich bin ich Schriftsteller!“

Unsere Gespräche beschränkten sich in dieser Zeit nicht auf den Schutz der Bäume. Obwohl mich damals Prosa eher ansprach als Lyrik, las ich ihre Gedichte. Sie sprach davon, wie Gedanken und Gefühle, die sie bewegten, und Lebenssituationen, die sie belasteten, zu Gedichten wurden. Trotzdem wählte ich ein Prosabändchen, als sie sagte, sie wolle mir eines ihrer Bücher schenken. Als Menschen mit starkem Heimatgefühl berührte mich sehr ihre Erzählung „die andalusische Katze“, als Symbol der prekären Existenz im Exil. Einmal fragte sie mich unvermittelt: „Wie finden Sie überhaupt meine Arbeiten?“ Das war für mich seit jeher die gefürchtetste Frage, auch wenn es um Wissenschaft ging. Völlig spontan gab ich die denkbar abgeschmackteste, aber ehrliche Antwort: „Sie drücken aus, was ich denke und fühle, aber nicht in Worte fassen kann.“ Darauf sagte sie: „Das ist das größte Kompliment, das Sie mir machen konnten.“

Damals war ich einmal bei „Palmins“ zum Kaffee eingeladen. Hilde Domin versicherte stolz, dass sie den Kuchen selbst gebacken hatte. Ich erinnere mich dabei noch an ein Gespräch, das vor allem Herr Palm dominierte, über das universelle Problem „Wer kontrolliert die Kontrolleure?“ Ich war nämlich davon ausgegangen, dass die Bäume auch und gerade vor der Stadtverwaltung zu schützen seien, und dass ein unabhängiger Sachverständigenrat die Einhaltung der Bestimmungen überwachen müsse.

Zufällig hörte ich in diesen Tagen aus zweiter Hand über die Heidelberger Zeit der beiden vor der Emigration. Eine Freundin meiner Mutter aus gemeinsamen Neugrie-

chisch-Kursen hatte in der Nähe gewohnt, als sich Hilde Domins Beziehung zu Erwin Palm anbahnte. Sie wollte für ihn kochen und brauchte dazu unbedingt einen Kalbsrücken. Irgendwie war es schwierig, den zu bekommen, und sie hielt mit der Vorbereitung des Essens den ganzen Friesenberg in Atem. Das brachte ihr in der Nachbarschaft den Spitznamen „Kalbsrücken“ ein.

Irgendwann war der Brief der Träger der Richard-Benz-Medaille fertig formuliert und ging an den OB ab. Kurz darauf brachte Reinhard Bütikofer, der über die Entwicklung der Dinge am Klingenteich immer auf dem Laufenden war, seinen Antrag für die GAL im Stadtrat ein. Das Interesse der anderen Fraktionen war nicht groß, aber es gab auch keinen Widerstand. Stadtrat Otto Lachenauer bemerkte noch: „Wenn Ihr Euch doch für die Kinder, die abgetrieben werden, genauso einsetzen würdet wie für die Bäume!“ Reinhard saß in der Nähe Zundels. Er erzählte mir, wie er ihn halblaut vor sich hinsagen hörte: „Sonderbar, vor Kurzem wurde mir das Gleiche schon einmal vorgeschlagen.“ Es dauerte nicht mehr lange und die Baumschutzsatzung wurde verabschiedet. Natürlich kontrollierte die Stadtverwaltung.

Hilde Domins Freude war groß. Von meinem doppelgleisigen Vorgehen hatte sie nichts erfahren. Sie war überzeugt, dass unser Erfolg allein den Trägern der Richard-Benz-Medaille zu verdanken war. Ich muss gestehen, dass sich meine Gewissensbisse in Grenzen hielten. Ein bisschen gemein fühlte ich mich aber doch, als sie mir eine Einladung zum Essen ankündigte: „Ich koche nämlich gerne für meine Freunde.“

Ehe es dazu kam, erkrankte Erwin Palm an Krebs. Ich pendelte schon wöchentlich zwischen Heidelberg und meinem neuen Arbeitsplatz in Münster, und meine Verbindung zum Klingenteich wurde schwächer. Zu unserem Mensakreis gehörte Rita Zepelzauer, die bei den Kunsthistorikern an einer Dissertation über die Illustrationen von Daumier schrieb und als wissenschaftliche Hilfskraft auch für Herrn Palm arbeitete. Durch sie nahm ich noch indirekten Anteil an dessen Krankheit und Tod. Ritas Berichte vermittelten mir, dass ich die beiden in dieser Krise nicht mit Besuchen oder Versuchen, Trost zu spenden, behelligen durfte. Nach Erwin Palms Tod stellte das Kunsthistorische Institut an den Donnerstagen Rita ab, um Hilde Domin beim Ordnen des Nachlasses zu helfen. Rita klagte manchmal, dass sie eine sehr fordernde Chefin sei und wenig Rücksicht nähme. Einmal fuhr sie Rita an: „Sie interessieren sich ja mehr für Ihre eigene Arbeit!“, entschuldigte sich aber gleich wieder. Rita starb 1995 an Krebs, ohne ihre Dissertation abgeschlossen zu haben.

So sehr ich auch versuchte, den Umzug noch hinauszuschieben, unsere Zeit in Heidelberg ging dem Ende zu. Jakob Köllhofer hatte schon länger mit Erwin Palm eine Präsentation der Lyrik von Garcia Lorca geplant. Palm hatte sie Anfang der dreißiger Jahre in Spanien entdeckt, als der Dichter außerhalb seiner Heimat noch kaum bekannt war, und sie kongenial übersetzt. Seine lange Abwesenheit von Deutschland führte dazu, dass andere Übersetzer Garcia Lorca in den deutschen Sprachraum einführten, und seine Version wurde vergessen. Aus der geplanten Veranstaltung mit seiner Rezitation wurde eine posthume Hommage. Ich werde diesen Abend in der Alten Aula nie vergessen. Ich war gerade noch rechtzeitig aus Münster gekommen. Meine Frau und ich saßen auf einer der Seitenbänke ganz vorn, nahe bei Hilde Domin in der ersten

Reihe, die uns aber nicht wahrnahm. Köllhofer trug jeweils nach dem spanischen Original die deutsche Übersetzung der Gedichte zu Gitarrenbegleitung vor. Einleitend sagte er, dass Erwin Palm seine Übertragungen selbst rezitieren wollte, leitmotivartig wiederholte er nach jedem Absatz, „aber wir mussten umdisponieren.“ Hilde Domin sollte oder wollte auch sprechen. Sie wusste anscheinend nicht so recht, wann sie dran war oder was sie sagen sollte, und machte einige zögernde, fast strauchelnde Schritte nach vorn. Ich sehe noch die kleinen Füße in den klobigen schwarzen Halbschuhen vor mir. Uns beiden erschien sie dabei wie ein verlorenes, hilfloses kleines Mädchen. Dies prägte sich mir tiefer ein als die Lorcaschen Gedichte zu Flamenco-Klängen.

Wir drei standen schon unter dem Eindruck des vorweggenommenen Heimwehs nach Heidelberg. Wir konnten gerade noch Michael Buselmeiers literarische Stadtführungen mitnehmen, die dieses Gefühl noch vertieften. Der letzte große Eindruck war das hunderte Meter lange Defilee erwartungsvoller Hörer, die am Neckarufer entlang zum letzten Schauplatz, Stift Neuburg, pilgerten, während die Spätherbstsonne das Dunkelrot des wilden Weines im Kontrast der Silberweiden noch einmal zum Leuchten brachte. Bald darauf zogen wir endgültig nach Münster. Wir wussten, dass wir zurückkommen würden.

Am Klingenteich hatte ich mich mit einem anderen Nachbarn, Heinrich Weitlauff, angefreundet, dessen Mutter Alfred Momberts Haushälterin gewesen war. Ich hatte ihn überredet, seine Erinnerungen aufzuschreiben. Im Sommer 1993 war er während einer Ausstellung zum Gedenken an Mombert der erste Gast in Michael Buselmeiers Zeitzeugen-Interviews. Hilde Domin nahm daran sehr lebhaften Anteil. Als Heinrich mich in einem Gespräch mit ihr erwähnte, erinnerte sie sich nicht mehr. Ich war ganz und gar nicht gekränkt, aber es war doch eine weitere Verbindung nach Heidelberg gerissen.

Aber damit ist die Geschichte meiner Erinnerungen an Hilde Domin noch nicht zu Ende. Als wir nach meiner Pensionierung zurückgekommen waren, fiel mir ein Sonderdruck der Heidelberger Jahrbücher, Jahrgang 1984, in die Hände, den sie mir, wie aus der Widmung hervorgeht, zu Weihnachten 1986, d.h. eineinhalb Jahre nach der Aktion zum Schutz der Bäume, geschenkt hatte. Er enthielt die Laudatio, die Manès Sperber bei der Verleihung der Richard-Benz-Medaille auf sie hielt, und ihre Dankesrede. Zu meiner Schande muss ich gestehen, dass ich damals in der aufregenden Zeit meiner Bewerbung und Berufung beides nicht gelesen hatte.

Das Erinnern weckte vor Kurzem wieder meine Neugier, und ich las. Manches ließ mich Zusammenhänge besser verstehen, aber verblüfft hat mich der letzte Absatz von Hilde Domin's Rede. Zwei Jahre vor unserem Bündnis bedankte sie sich bei dem „lieben verehrten Herrn Zundel“ für das Verständnis, das er ihrem „Kampf um die Bäume“ entgegengebracht habe. Außer um Abholzungen an den Hängen ging es besonders um das Fällen von Bäumen im Schlosspark, wo sie mit einer Kommission, von deren Existenz ich keine Ahnung hatte, um jeden einzelnen Baum kämpfen „durfte“. Zwei hatte sie tatsächlich retten können. Mein Gedächtnis müsste mich arg täuschen: Sie hat nie etwas davon gesagt. War sie etwa auch zweigleisig gefahren, und wir sind quitt? Natürlich liegt nahe, dass es der verständliche Stolz auf die Ehrung und die Würdigung ihres Werks war, der sie veranlasste mir diesen Text zu schenken. Doch ein vager

Verdacht bleibt für mich, dass sie meine Reserviertheit gegenüber dem OB bemerkt und mir deshalb diese „Zusammenarbeit“ verschwiegen hatte und mich nachträglich einweihen wollte. Dann wäre sie immerhin ehrlicher gewesen als ich und hätte mich beschämt.

Anmerkung

- 1 Hilde Domin, „Hier“. Frankfurt 1966, S. 24. Die Bestätigung dieser Zeilen, die mir nur vage in Erinnerung geblieben waren, verdanke ich meiner Frau.